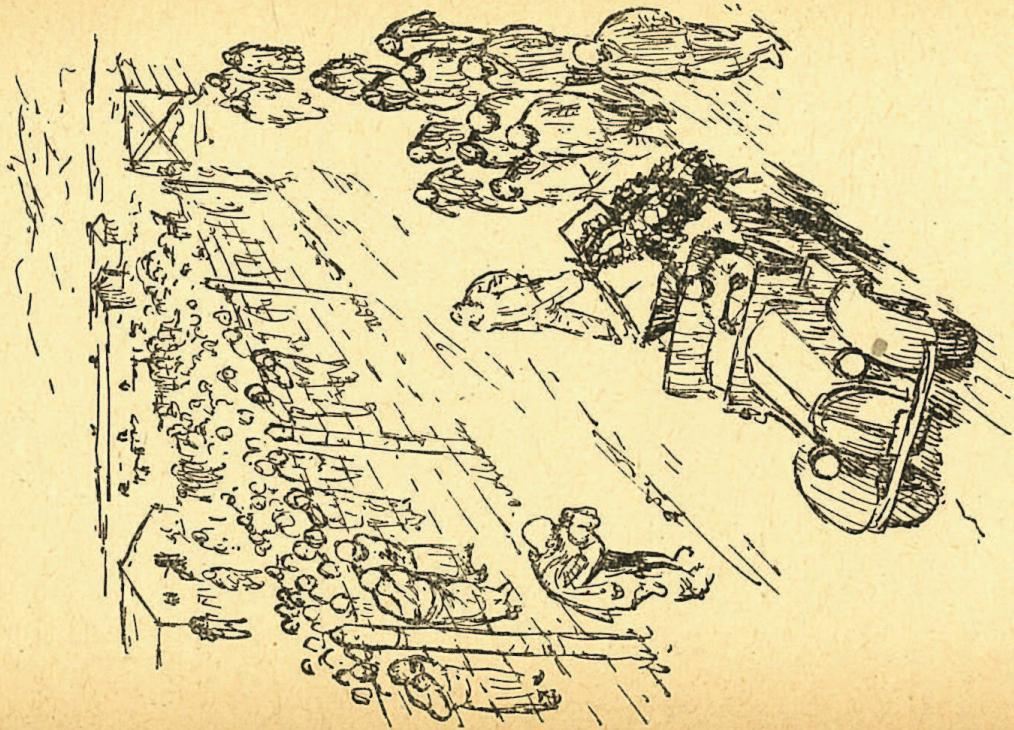


und Kämpfer des Cinquecento gehören, etwa dem Colleoni auf dem Platz in Venedig. Nein, es ist schon Jules' eigenster Hartschädel, der Schädel des durch Europa gehetzten polnischen Juden! Es ist Aron Liter, dessen Sohn als französischer Legionär bei Narvik fiel, dessen Töchterchen Maria, als Elsässerin verkleidet, vor Daladier tanzte und die jetzt mit ihrer Mutter irgendwo in Frankreich umherirrt, während die Lagerärzte den Internierten Aron Liter hier einfach verrecken lassen. Eines aber ist sicher: Jules war ein guter Kämpfer, ein Hartischädel, ein „Fighter“, wie man im Boxenkampf sagt. Und das Letzte ist, daß er sich um die Wahrheit rauft! Ich halte seine Hand; der Puls wird kleiner.

„Doktorle“, sagt er, „da unter dem Bett ist eine Schachtel; gib sie mir!“

Ich wickle den Bindfaden ab. In der Pappschachtel sind seine ganzen Habseeligkeiten. Er nimmt die Brieftasche mit den Photos: „Das ist für die Frau; hier der Ring und die Spange, das ist für meine Maria . . .“ Er röhelt schrecklich, er kann schon nicht mehr husten. Oder kommen ihm die Tränen hoch? Er schluckt sie tapfer hinunter, hält aber den Kopf tief über die Pappschachtel gebeugt. „Hier das Markenalbum ist für dich, Doktole . . . der Philipp braucht es nicht mehr.“ Er sucht zwischen Kräwatten, Wäschestücken und Krimskrams eine kleine Zigarettenhülle, er öffnet sie; es liegt eine vertrocknete weiße Blume darin. „Siehst du, das ist meine Blume vom 1. Mai“, sagt er, „ich glaube, damals fing es richtig an mit mir . . . Dein Jules hätte



schon noch ein anderer Kerl werden können, die Zeit war bloß zu kurz." Er nimmt die verrocknete Margueritenblüte behutsam aus dem Kästchen und gibt sie mir: „Du kannst sie der Maria bringen oder auch selbst behalten . . . nur sollst du dem Kind alles erzählen, Doktorle, alles, verstehst du mich!“

Er hat sich aufgerichtet und schaut mich starr an. Plötzlich lächelt er sein freundschaftliches, kindliches Lächeln: „Und wenn du mal schreibst, wirst du auch über deinen Jules schreiben?“ Wieder schlägt sein Ausdruck um, seine großen dunkelblauen Augen brennen wie Feuer, jetzt tanzt nicht das Flämmchen darin, es ist eine Flamme. „Nein, schreib alles, alles, alles, sag ihnen die Wahrheit, die ganze Wahrheit, hörst du!“ — Er hat sich an meinem Oberarm festgekrampt, als wolle er dies alles mit seinen Nägeln wie mit einem Messer in mich hineinritzen. Sein Körper sackt in sich zusammen. Ich muß seine Hände von meinem Arm lösen. Seine Augen starren ins Leere. Ich schließe seine Augen.

Es ist genau 10 Uhr nachts. Das Clairon der Wache bläst: éteindre les feus!

Ich nehme das kleine Heft, das ich vor fünf Monaten gekauft habe und das er so sorgsam mit Freimarken für seinen Sohn Philipp füllte, an mich, und auch das Schächtelchen mit der Margueritenblüte.

*

Als Geleit hinter dem Sarge Jules' hat die Kommandantur gestattet: von jedem Quartier sechs Internierte, also achtzehn Mann, zudem von seiner

alten — das heißt unserer — Baracke noch drei, zusammen einundzwanzig Mann. Unser kleines Detachement besteht aus sieben Reihen zu drei Mann, kommandiert von einem Sergeanten. Es ist ein schwüler Septembermorgen. Unser Sergeant kann sich beim Abmarsch das „Eins — zwei! Eins — zwei!“ nicht verkneifen.

Aber wir halten keinen Schritt.

An der Totenkammer des Hospitals steht ein Vertreter des Rabbiners aus Toulouse. Jules liegt schon in dem zugenagelten, unpolierten Sarg. Wir tragen ihn auf das Lagerauto und legen unsere Kränze über die weißen, rohen Bretter. Dann rollt das Auto langsam die Spitalbaracken entlang. Alle Kranken stehen draußen, in ihrer schmutzigen, gestreiften Spitalkleidung; sie stehen stumm, mit ernsten Gesichtern, einzelne internierte Spanier grüßen, die Faust an der Schläfe, ein alter Mann bekreuzigt sich.

Der Posten am Eingang präsentiert das Gewehr.

Es geht den endlosen Weg entlang, vorbei an dem Drahtverhau der einzelnen Quartiere A, B und C. Über viertausend Gefangene treten an den Stacheldraht und grüßen zum letztenmal ihren toten Kameraden, der die Freiheit nicht mehr erleben durfte. Man kann ohne große Mühe in den Augen der Gefangenen lesen, was sie denken. Wenn der Haß und der Wunsch allein hätten töten können, innerhalb einer Sekunde würde keiner der Lagerärzte, kein einziger Sergeant, kein Garde mobile mehr am Leben geblieben sein. Stumm grüßen die Viertausend hinter dem Drahtverhau den toten Jules. Es gibt

da keine Bedenken. Viele stehen stramm, salutieren mit erhobener Faust, andere wieder legen militärisch die Hand an das Barett, manche bekreuzigen sich, einige Altrussen verbeugen sich tief bis zur Erde. Die Köche kommen halbnackt aus der Küche, wischen sich über die verschwitzten Augen und reißen die Mützen herunter; und immer wieder präsentieren die Wachen das Gewehr in unserem mit Posten und Mitrailleusen umspickten Lager. Der Tote ist ungefährlich und daher heilig! Garde à vous!

Présentez les armes!

Endlich sind wir auf der großen Chaussee Paimiers—Toulouse, die zum Friedhof führt, auf der Chaussee, die wir die letzten Monate nur durchs Drahtverhau sahen, auf der hunderttausende Flüchtlinge und demobilisierte Soldaten der zerschlagenen, aufgelösten Armee hin und her gezogen waren. Jetzt ist es sehr still auf dieser großen Chaussee. Es gibt kein Benzin, keine Autos fahren. Es gibt keine Kohle, keine Züge fahren nebenan auf dem Bahndamm. Das Korn steht goldgelb und überreif auf den Feldern, die Halme biegen sich zur Erde, niemand mäht sie; aber Zehntausende junger, arbeitsfähiger Männer leben hier in vielen Lagern untätig hinter Stacheldraht.

Es begegnen uns nur ein paar alte Weibchen, die sich bekreuzigen, ein alter Mann bleibt stehen, er zieht die Mütze und senkt seinen Kopf.

Unterwegs auf der leeren Straße erwartet uns noch ein zwanzig Mann starkes, wohlbewaffnetes Detachement der Garde mobile.

Der Gefangenfriedhof liegt draußen in der „Prärie“, in der unbebauten Steppe. Sein Grund ist Sand- und Kiesboden. Jules kommt in gute Nachbarschaft, in die Reihe, in der schon vor einem Jahr Dutzende junger Spanier der republikanischen Volksarmee verscharrt wurden ...

Es ist uns streng verboten, ein paar Abschiedsworte am Grabe Jules' zu sagen. Nur der Kultusbeamte soll die hebräischen Gebete sprechen. Dennoch gibt es zwei kleine Zwischenfälle. Jules paßt nicht in das Grab. Nach jüdischem Ritus muß das Gesicht des Toten nach Osten schauen, der breiteste Teil des Sarges, der Kopfteil also, ostwärts liegen. Die Gräber sind aber gerade umgekehrt geschaufelt. Man stellt den Sarg mit Jules auf den Kopf, man kantet ihn kreuz und quer; es geht nicht, Jules zeigt seinen Hartschädel, er will nicht so wie der Kultusbeamte aus Toulouse! Schließlich machen wir dem Unfug ein Ende und lassen den Sarg in die Erde, so wie es Jules genehm ist. Dann begeht der Kultusbeamte noch eine Art Urkundenfälschung. Er hat sich in der Eile von uns Gefangenen die Personalien Jules' sagen lassen, anstatt sie im Büro des Lagers festzustellen.

Er fragt: „Sein Name?“

Wir erwidern: „Liter.“

„Sein Vorname?“

Ohne Stocken antworten wir: „Jules.“

So hören wir mit einem stolzen Gefühl, daß unser Jules, so wie unsere Baracke ihn getauft hatte, auch offiziell als Jules Liter beerdigt wird.

Es folgen die langen Gebete mit ihren Klagenrufen, ihrem Weinen und Stöhnen. Jules hatte mir oft beteuert, daß er ein guter Jude sei; aber er war auch ein Hartschädel, ein Feuerkopf, ein mutiger Kerl, zuletzt in seiner Art ein Wahrheitssucher. Es beschäftigte ihn in seiner Todesstunde, daß manche aus Angst vor dem Jenseits zittern, nur der eine Gedanke, daß man seinem Kind die Wahrheit überbringe, daß man die volle Wahrheit schreibe über unser Camp, daß man nicht länger mehr „wie ein Hund unter den Tisch krieche“.

*

Ich schaue auf die Internierten, die rings um das Grab stehen, viele Spanienkämpfer, viele Pariser Kameraden, viele, die erst im Lager zu Kämpfern geworden sind, so wie Jules. Sie beißen die Zähne zusammen, ihre Augen schauen ruhig und hart in die tiefe Kiesgrube. Es ist gefährlich, nach draußen, auf die endlose freie Steppe zu sehen; ein Sprung über das niedrige Mäuerchen des Friedhofs, und man ist drüber. Aber da stehen die zwanzig Mann schwerbewaffneter Garde mobile; links, in der Farm, ist eine Mitrailleuse eingebaut, und es ist ein heller Tag, man hat ein gutes Schuhfeld. Man muß am Leben bleiben! Das ist heute die wichtigste Kunst: am Leben bleiben für später! Deshalb muß man die Zähne zusammenbeißen, auch auf die Abschiedsworte und billigen Proteste ver-

zichten, die Nasenlöcher verschließen gegen den verführerischen schweren Duft des Getreides, das draußen überreif sich zu Boden biegt! Nicht zum Himmel schauen, wo die Stare sich wieder sammeln, um übers Meer nach Afrika zu fliegen. Am Leben bleiben! Die Wahrheit sagen und schreiben über dieses Camp, über diese Zeit, für Maria, für die Jungen, für die noch Unwissenden, daß sie nicht wieder unter den Tisch kriechen wie die Hunde, daß sie nicht immer wieder auseinanderlaufen dahin und dorthin, daß sie nicht länger mehr die Augen verschließen, sondern mit klarem Blick antreten zum letzten großen Kampf!

Am Leben bleiben und den Tod nicht fürchten!
Schade, Jules, du warst ein guter Kamerad, ein tapferer Mensch . . . schade, zu schade, daß du „so wenig Zeit“ hattest!

*

Die steinigen Kiesel prasselten nieder auf den Sarg wie Maschinengewehrfeuer. Viele Kameraden, wenn sie das Barett abnehmen, ballen dabei die Faust und halten sie erhoben an die Stirn; sie erweisen Jules die Ehre wie einem Soldaten, der nach einem guten Kampf gefallen ist.

Die Gardisten schauen schief auf uns.

Ich werfe mit der Handvoll Kies eine kleine trockene weiße Blüte mit hinunter auf Jules' Sarg, die Margueritenblüte, die er — dem Toben der Garde mobile zum Trotz — am ersten Mai gemeinsam mit uns an seinem Rock getragen hatte.



Unser Autor wurde 1888 in Neuwied am Rhein geboren. Wolf studierte Medizin und Kunstgeschichte, nahm als Bataillonsarzt am ersten Weltkrieg teil und kämpfte im März 1920 während des Kapp-Putsches in Remscheid auf Seiten der Arbeiterschaft gegen das Freikorps Lützow. 1921/22 arbeitete er als Siedler mit einer Gruppe Kriegsbeschädigter bei Bremen im Moor. Seine früheren Dramen waren „Kolonne Hund“ und „Der arme Konrad“. Einen großen Bühnenerfolg errang er mit „Cyrankai“ dem gegen den § 218 kämpfenden Zeitstück. „Die Matrosen von Cattaro“ waren der nächste große Erfolg. 1933 emigrierte Wolf nach der Schweiz, später nach Frankreich, schließlich nach Rußland. 1934 Premiere von „Professor Mamlock“ in Zürich. Das Drama, inzwischen wie „Dr. Wimmer“ und „Beau-marchais“ auch in Berlin uraufgeführt, ging 1934 über viele ausländische Bühnen und wurde ebenso wie „Cyrankai“ verfilmt. Die vorliegende Erzählung „Jules“ ist dem Novellenband „Lucie“ (Aufbau-Verlag, Berlin) entnommen.